

ZANA FRAILLON
WENN NACHTS DER OZEAN ERZÄHLT

ZANA FRAILLON

WENN
NACHTS DER
OZEAN
ERZÄHLT

Aus dem Englischen
von Claudia Max



Der Verlag weist ausdrücklich darauf hin, dass im Text enthaltene externe Links vom Verlag nur bis zum Zeitpunkt der Buchveröffentlichung eingesehen werden konnten. Auf spätere Veränderungen hat der Verlag keinerlei Einfluss. Eine Haftung des Verlags ist daher ausgeschlossen.



Dieses Buch ist auch als E-Book erhältlich.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967

1. Auflage 2016

Copyright © Alexandra Fraillon 2016

Copyright © für die deutschsprachige Ausgabe 2017

cbt Kinder- und Jugendbuchverlag

in der Verlagsgruppe Random House GmbH,

Neumarkter Straße 28, 81673 München

Alle deutschsprachigen Rechte vorbehalten

Der Titel erschien erstmals 2016 unter dem Titel

»The Bone Sparrow« bei Orion Children's Books,

an imprint of Hachette Children's Group,

part of Hodder & Stoughton, London, an Hachette UK Company

Aus dem Englischen von Claudia Max

Lektorat: Friederike Zeininger

Umschlaggestaltung: Sandra Filić

Umschlagillustration: Felicitas Horstschäfer

TP · Herstellung: kw

Satz: KompetenzCenter, Mönchengladbach

Druck: GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN 978-3-570-16476-1

Printed in Germany

www.cbt-verlag.de

Mehr zu cbt auf Instagram @hey_reader

*Für alle, die sich vom gleißenden Licht nicht blenden
und vom Schweigen nicht taub machen lassen,
für alle, die mutig genug sind, Fragen zu stellen,
und neugierig genug, sich umzusehen.
Für alle, die nicht vergessen. Ihr werdet etwas bewirken.
Und für uns andere, in der Hoffnung,
dass wir etwas begreifen werden.*

Das Messer arbeitete sich in den Knochen. Drehte sich, rundete, glättete. Und als der Vogel Gestalt annahm, wissend und stark, steckte die Hand tief in sein Inneres eine Münze. »Mögest du uns immer Glück und Schutz bringen und mögest du unsere Seele in die Freiheit führen.«

1

In manchen Nächten verwandelt sich der Sand draußen in einen wunderschönen Ozean. Rot wie die Sonne und tief wie der Himmel.

Ich liege auf dem Bett, und lausche den Wellen, die gegen das Zelt schlagen, Queenys Füße drücken an meine Wange. Sie findet mich dumm, weil ich so etwas sage. Aber es stimmt. Sie sieht den Ozean bloß nicht, ist alles. Maá sagt, es gibt Menschen, die können all die verborgenen Teilchen sehen, die der Nordwind aus dem Universum heranbläst und im Schatten verteilt. Queeny, sie versucht nie, in den Schatten zu schauen. Nicht mal kurz.

Aber Maá sieht ihn. Sie kann den Ozean draußen auch hören. ›Du hörst ihn, *né?*‹, flüstere ich, meine Finger tasten im Dunkeln nach ihrem Lächeln.

Morgens, wenn die Erde noch feucht und vom Schaum

der Wellen bedeckt ist, verfolge ich die Spuren von Hunderten von Tieren, die bis zum Zelt geschwommen sind und ihre Gesichter gegen die Zeltöffnungen pressen, weil sie einen Blick auf uns in unseren Betten erhaschen wollen. Queeny sagt, es sind überhaupt keine richtigen Betten, bloß alte Armeepritschen und noch ältere Armeedecken. Queeny sagt, ein richtiges Bett hat Sprungfedern und Kissen und Federn, außerdem kratzen richtige Decken nicht.

Ich glaube nicht, dass die Tiere den Unterschied kennen oder dass es wichtig für sie ist. Heute Morgen fand ich neben den Tieren eine Muschel. Ich atmete ihren Geruch ein. Nach Hitze und salzigem Fisch, wie der tiefe Grund des Ozeans. Und auch wenn Queeny es nicht glaubt und brummte, wann ich endlich erwachsen werde und ob ich bitte aufhören kann, sie die ganze gottverdammte Zeit zu nerven, gab sie mir trotzdem ihr letztes Stück Papier und sagte, ich kann mir ihren Stift ausleihen, um die Überschrift schwarz auf das Blatt zu schreiben. *Das Nachtmeer und seine Bewohner*. Ich malte das Bild so gut es eben ohne Farben und mit dem feuchten, welligen Papier ging. Ihren Stift und ihr Papier zu benutzen hat mich bloß meine Seife gekostet, und die hole ich mir später sowieso wieder von ihr zurück. Schwestern sollten von ihren Brüdern nichts für Papier verlangen.

Ich kuschle mich an Maá und schiebe meine Beine zwischen ihre – vorsichtig, damit ich sie nicht aufwecke, denn heute ist einer ihrer müden Tage – und schaue mir alle Bilder in meiner Schachtel an. Ich muss bald eine neue finden, eine Seite haben die Ratten schon fast weg-

genagt und der Rest ist, selbst nachdem ich die Schachtel zum Trocknen in die Sonne gestellt habe, feucht und modrig. Ganz unten liegen ein paar Bilder mit Überschriften in Maás Handschrift, sie sind von damals, als ich noch nicht schreiben konnte. Ich mag Maás Handschrift lieber als meine. Bei ihr fließen die Wörter einfach so aufs Blatt. Ich fahre mit den Fingern über ihre Buchstaben und atme sie ein wie die Gerüche aus meiner Muschel.

Morgen, wenn es ihr besser geht, werde ich Maá mein neues Bild und die Muschel zeigen und ihr wieder vom Nachtmeer und seinen Schätzen erzählen. Ich werde ihr jede kleine Kleinigkeit erzählen und sie kichern hören und lächeln sehen.

Als ich meine Beine herausziehe und ihr zuflüstere, dass es gleich Frühstück gibt und ob sie nicht mitkommen und etwas essen möchte, öffnet sie die Augen einen Spalt und ihr Mund beginnt zu lächeln. ›Nur bisschen länger, né?, sagt sie in ihrem Englisch, das nie ganz richtig ist. ›Ich nicht viel hungrig, Subhi, Liebling.‹

Maá ist nie viel hungrig. Als sie das letzte Mal ihr Essen aufgeessen und nicht nur darin herumgestochert hat, war ich erst neunzehn Zaunrauten groß. Ich erinnere mich daran, weil es Queenys Geburtstag war und Maá uns an unseren Geburtstagen immer misst. Mittlerweile bin ich mindestens einundzwanzig oder zweiundzwanzig groß, vielleicht sogar zweiundzwanzigeinhalb. Ich bin schon länger nicht mehr gemessen worden.

Maá ist nie viel hungrig, ich immer. Eli schätzt, dass ich gerade einen Wachstumsschub habe. Weil seine ei-

gene Familie nicht hier ist, lebt Eli mit anderen im Familienzelt 4. Früher wohnten Eli und ich im selben Zelt, dem Familienzelt 3, aber dann haben die Aufpasser ihn verlegt. Das tun sie manchmal. Ich verstehe aber nicht warum, denn im Familienzelt 4 wohnen siebenundvierzig Leute und im Familienzelt 3 nur zweiundvierzig Leute. Dass der Altersunterschied zwischen Eli und mir noch größer ist als zwischen Queeny und mir, ist nicht wichtig, er ist trotzdem mein bester Freund und wir erzählen uns alles. Eli sagt, wir sind sogar mehr. Wir sind Brüder.

Eli hat vermutlich Recht mit dem Wachstumsschub, denn heute bin ich nach dem Essen immer noch hungrig, dabei habe ich sogar eine besonders große Portion in meine Schale bekommen. ›Du musst stark sein, damit du auf deine Mutter aufpassen kannst, stimmt's?‹, fragte der Mann, der uns das Essen gab. Ich nickte, weil ich mehr haben wollte, aber ich weiß nicht, was er mit Aufpassen meinte.

Eli beugte sich zu mir und sagte: ›Wenn du stark sein willst, dann iss sowas nicht.‹ Aber mir lief schon vom bloßen Anblick das Wasser im Mund zusammen. Die letzten vier Tage waren die Lebensmittel rationiert und wir haben nur halbe Portionen bekommen. Egal, was Eli sagte, ich würde mir das Essen nicht verderben lassen.

Als ich fertig bin, schaue ich zu den anderen, die sich an dem langen Tisch über ihre Schalen beugen, und zu denen, die an der Wand stehen und essen, niemand scheint auf sein Essen verzichten zu wollen, nicht einmal, nachdem jemand etwas, das wie ein Stück Plastik aussah,

aus dem Mund gepult hat. Sie löffeln ihren Brei bloß vorsichtiger.

Maá sagt, ich soll mir das Essen nie zu genau ansehen, und wenn ich Fliegen oder Würmer darin finde, erklärt sie mir jedes Mal, dass ich besonderes Glück habe, weil ich auf diese Art Eiweiß bekomme. Einmal habe ich sogar einen menschlichen Zahn in meinem Reis gefunden. ›Hey, Maá, bringt der auch Glück?, fragte ich und Maá sah ihn sich an und sagte: ›Wenn du Zahn brauchst.‹ Sie lachte lange über ihren Witz. Dabei war er eigentlich überhaupt nicht lustig.

Eli bemerkt meinen Blick und schiebt mir seine halbvolle Schüssel zu. »Du verrückter Junge. Kein normaler Mensch will mehr von diesem Dreck.« Er sagt es besonders laut und die Aufpasser kommen einen Schritt näher, ihre Hände liegen auf den Schlagstöcken, falls wir vergessen haben sollten, was passiert, wenn wir im Essenszelt herumstänkern.

›Aber wir haben Glück, Subhi, heute ist das Essen nur zwölf Tage über das Verfallsdatum.« Eli deutet auf die leeren Kübel neben der Küche und seine Stimme wird noch lauter. Als ich mitbekomme, wie sich die Aufpasser Blicke zuwerfen und darauf warten, dass Eli zu weit geht, fängt das Essen in meinem Magen zu brennen an.

›Und was ist es?, frage ich zurück.

Eli scheint das Zittern in meiner Stimme gehört zu haben, nur das, denn statt die Aufpasser anzustarren, wendet er sich zu mir. ›Hund«, flüstert er. ›Eindeutig Hund.‹

Es ist ein Spiel, das Eli mir beigebracht hat. ›Essen eraten«. Meistens ist das Essen braun und zermatscht und

unmöglich zu erraten. Nichts davon sieht wie das Essen in den Zeitschriften aus, die manchmal im Aufenthaltsraum auftauchen.

Ich esse den letzten Löffel von Elis Teller und schließe die Augen. ›Nein. Es ist Hühnchen in Schokoladensauce mit einem Tropfen Honig. Hund wird nicht in Kübeln mit Verfallsdatum geliefert.‹

Eli fängt laut zu lachen an und schlägt mit der Hand auf den Tisch, die Schale landet scheppernd auf dem Boden und das Klirren des Metalls lässt alle anderen im Zelt verstummen. Es ist völlig klar, was die Aufpasser nun tun werden, Eli und ich rennen schnell nach draußen, mit einem Sprung über die Sitzbänke drängen wir uns an der wartenden Menschenschlange vorbei. Wir lachen noch immer, obwohl uns die Luft von unserem Keuchen in der Kehle stecken bleibt; wenn ich nicht bald aufhöre, spucke ich bestimmt mein Mittagessen aus und dann habe ich wieder Hunger.

Als wir genug Abstand haben, hole ich meine Muschel heraus und zeige sie Eli. Er ist der Einzige, dem ich alle meine Schätze zeige.

›Ba hat mir wieder etwas geschickt‹, sage ich.

Eli mustert mich mit hochgezogener Augenbraue. Ich glaube, er ist nicht sicher, ob es mein Ba ist, der mir diese Schätze schickt, während die anderen schlafen. Aber wenn irgendjemand weiß, wie er das Nachtmeer herbeiflüstern muss, um dem Kind, das er nie kennengelernt hat, eine Nachricht zu schicken, dann ist das mein Ba.

›Dein Vater muss echt besser werden mit seinen Nachrichten, bisher versteht keiner von uns, was er dir mit-

teilen will, sagt Eli und schlägt auf den roten vereiterten Moskitostich auf seinem Bein. Ich brauche ihn nur anzusehen, um zu wissen, wie weh er ihm tun muss.

Eli hat Recht. Aber mein Nachtmeer spült schon seit fünf Jahreszeiten Schätze an, und beim ersten, den ich fand, lächelte Maá tiefer als je zuvor, und das Lächeln verschwand den ganzen Tag nicht mehr. Sie presste den Schatz an sich und flüsterte den Namen meines Ba, sie gab ihn erst zurück, als ich ihr sagte, sie hätte ihn lang genug gehabt und das wäre nur fair. Der Schatz war eine kleine Ritterstatue. Es gibt noch andere. Ein kleines blaues Auto, dessen Türen sich öffnen lassen, eine alte grüne Münze mit Schwarz am Rand, einen Stern, der den weiten Weg aus dem Weltraum heruntergefallen ist, einen Stift, der zwar nicht schreibt, sich aber schwer und gut in meiner Hand anfühlt, und ein mit schwarzem Stift gezeichnetes Bild von tausend Vögeln, die frei im Wind fliegen. Jeder dieser Schätze wurde von einer Welle angespült, die nur ich sehe.

Ich gebe meine Muschel Eli, der sie lächelnd nimmt und in den Händen hin und her dreht. ›Hübsch.‹ Dann setzt er sich auf den Boden und hält sie an sein Ohr, so fest und eng, dass ein roter Abdruck auf seiner Wange zurückbleibt.

›Hörst du dir das Rauschen des Meeres an?‹, frage ich.

›Ich höre mir die Geschichten des Meeres an. Soll ich dir erzählen, was ich höre?‹

Mittlerweile haben sich mindestens noch zehn andere Kinder um uns versammelt und hören zu, was Eli zu erzählen hat.

›Vor langer Zeit, als die ganze Welt nur aus Meer bestand, lebte ein Wal. Der größte, gewaltigste Wal im Ozean. Der Wal war so alt wie das Universum und so groß wie dieses ganze Land. Jede Nacht kam er an die Oberfläche und sang dem Mond sein Lied vor. Eines Nachts ...‹

Wir sitzen um Eli herum und seine Geschichte kriecht so tief in unser Hirn, dass sie nie wieder herausfallen kann.

Später lasse ich Queeny an meiner Muschel lauschen. ›Was soll ich denn da hören?, fragt sie, ihr Gesicht ist eine große Langeweile. ›Ich höre bloß Luft herauszischen.‹

›Das ist das Rauschen des Meeres,‹ erkläre ich ihr.

Sie sieht mich nur an. ›Pft. Das Meer klingt ganz anders.‹

Als ich sie Maá zeige, nimmt sie die Muschel und lauscht ebenfalls. Sie lauscht sehr lange und der Schmerz in ihren Augen wird noch heftiger als sonst. Sie sagt kein Wort, aber ich sehe ihrem Gesicht an, dass sie etwas hört. ›Später, *né?*‹, sagt sie, ihre Stimme ist ganz leise und weich, als würde das Denken allein sie schon zu sehr anstrengen. So redet sie mittlerweile fast immer.

Ich verstecke meine Muschel und die anderen Schätze, die das Nachtmeer angespült hat, unter Maás Wechseln, einem Hemd und einer Hose, dort wird niemand nach ihnen suchen. Doch zuvor lege ich die Muschel an mein Ohr und lausche noch einmal ganz gründlich. Ich bin sicher, dass ich die Stimme meines Bas darin flüstern höre. Sie ruft mich. Erzählt mir, dass er auf dem Weg zu uns ist. Erzählt mir, dass es nicht mehr lange dauern

wird, denn es sind nun schon neun ganze Jahre und das ist eine lange Zeit, um darauf zu warten, dass ein Ba vorbeikommt. *Irgendwann*, flüstert seine Stimme. Und das Flüstern ist so hell, als wären tausend Sterne geboren worden.

Aber ich erzähle niemandem, dass ich ihn gehört habe. Nicht einmal Eli.

2

Schon als ich aufwache, weiß ich, dass der Tag schrecklich wird. Die Luft fühlt sich zähflüssig an und lässt sich schwer einatmen. Es wird einer dieser Tage werden, an denen die Sonne vom Himmel auf einen herunterbrennt und vom Boden zu einem hoch und man kann sich kaum abkühlen.

Ich merke, wie der Durst anfängt, meine Zunge ist dick und trocken. Die Aufpasser haben uns gesagt, dass erst am nächsten Tag wieder Lebensmittel kommen. Zu wissen, dass ich nur noch eine Flasche Wasser habe, die eher leer als voll ist, macht mich bloß noch durstiger. Ich schaue mir die Gestalten an, die der Schimmel neben dem Bett bildet, und versuche, nicht an die Hitze zu denken. Ich erkenne den Umriss eines Hundes mit spitzen Ohren und scharfen Reißzähnen und einen Lastwagen,

und wenn ich die Augen ein wenig zusammenkneife, ist gleich neben Maás Bett sowas wie ein Vogelschwarm.

Queeny hat bereits schlechte Laune; sie steht vor dem Ventilator und kratzt an dem Ausschlag auf ihrem Bein, schimpft über die Hitze, an der niemand etwas ändern kann und die von ihrem Gemecker auch nicht besser wird. Aber vermutlich mag niemand die Hitze, denn nach kurzer Zeit murrte das ganze Zelt und drängt, sich vor den Ventilator.

Ich hasse Tage wie heute. Solche Tage werden bloß immer noch schlimmer.

An Tagen wie heute wird meine Haut kribbelig und alles fühlt sich zu schrill und laut und kratzig an. Und weil meine Haut jetzt wirklich kribbelt, zähle ich im Kopf Zahlen zusammen und lasse sie durch mein Hirn treiben, so wie Maá mir früher *Tarana*-Lieder vorgesungen hat, damit die Albträume aufhörten. Ich zähle immer weiter Zahlen zusammen, bis sie schließlich riesengroß werden und mein Kopf so damit beschäftigt ist, richtig zusammenzuzählen, dass der Rest der Welt ein wenig stiller wird.

Dann kommt Queeny und stupst mich mit dem Zeh an. »Mach Platz, Arschgesicht.« Und plötzlich ist alles noch schriller und lauter und kratziger als zuvor.

Meine Beine setzen sich in Bewegung, ich tue, was ich eigentlich nicht tun will, ich stehe auf und bin aus dem Zelt, bevor Queeny meine Haut noch kribbeliger machen kann. Draußen in der Hitze habe ich wenigstens Ruhe vor ihr und den anderen Schlechtgelaunten.

Es ist zwar erst Frühstückszeit, aber die Sonne sieht

schon zornig aus. Der scharfe Draht oben auf den Zäunen schickt Lichtsplitter in meine Augen und ich kann nirgendwo hinblicken, ohne geblendet zu werden, ich merke, wie die schlechte Laune auf mir zu jucken beginnt, da kann ich noch so fest die Augen zusammenkneifen oder endlos Zahlen zusammenzuzählen.

Als ich die Hupe höre, bin ich bei 1289 angekommen. Es ist Harveys Hupe, niemand außer ihm hupt so. ›Queeny meckert schon wieder rum, was, Subhi?, ruft Harvey durch den Zaun. Und obwohl ich ihn wegen der grellen Sonne nicht richtig erkenne, kann ich hören, dass er mich mitten durch die Sonne anlächelt. Und einfach so verschwindet das schlechtgelaunte Jucken von meinem Kopf in den Himmel, als wäre es nie dagewesen.

Harvey, er ist einer der Aufpasser. Normalerweise beachten die Aufpasser uns Nirgendwo-Kinder nicht, außer sie kontrollieren uns mit ihren Piepstäben oder stoßen uns zur Seite. Nur Harvey nicht. Alle Kinder lieben Harvey. Ein paar andere Aufpasser können auch ganz nett sein, aber nicht so wie Harvey. Außerdem bleiben die Netten meistens nicht lange. Aber Harvey ist sogar noch länger hier als ich.

Wenn neue Kinder kommen, merkt sich Harvey als Allererstes ihren Namen, damit er wirklich mit uns und nicht nur mit uns als Nummern reden kann. Die meisten Leute hier haben die Abkürzung ihres Bootes als Nummer. Maá ist NAP-24 und Queeny ist NAP-23. Ich habe eine andere Identifikationsnummer, weil ich hier auf die Welt gekommen bin. DAR-1, das bin ich. Die 1, weil ich das erste Baby war, das hier geboren wurde. Aber Har-